

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 60 (1956-1957)

Heft: 5

Artikel: Romanze in Marseille. Teil 12

Autor: Kilian, Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666086>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Romanze in Marseille

Die Lichter blinkten in den Lokalen auf. Eine bunte Menge flanierte über den Quai du Pont, in der Rue de la République und in der Canebière. Soldaten in Khaki bummelten gelassen durch die Menge, und ihre Armut war ihnen anzusehen; Matrosen in schmucken Uniformen, die ihre muskulösen Körper enganliegend umschlossen, sangen, lachten und gröhnten. Spahis grinsten arglos und stelzten in ihren malerischen Gewändern in die Trinklokale oder Bordelle. Halbwüchsige streiften durch das Gewimmel, priesen irgendwelche Dinge an, die sie vermutlich gestohlen hatten — und entwischten wie Wiesel. Buben jagten sich Beute ab, stritten und beschimpften sich oder bettelten. Mädchen und Frauen promenierten stolz oder geborgen am Arm des Liebsten oder Ehemahls, am Arm eines kurzfristigen Freiers oder Kunden. Ein herkulischer Schwarzer spazierte gravitätisch durch die Menge, eine blutarme Weisse mit behütender Sorgfalt am Arm geleitend. Dann die Rudel der Matrosen, die von ihren Frachtern und Handelsschiffen kamen, den Kohlenschiffen aus England, den Bananen- und Orangentransportern von Murcia, Algier, Oran und Casablanca; sie steckten nicht in den schmucken Uniformen ihrer übermütigen und eingebildeten Gefährten von der Marine, sondern waren einfache Proletarier des Meeres. Menschenschicksale ohne Ende! Unaufhaltsam strömten sie heran und verschwanden wieder im Dunkel. Martin wurde ebenfalls getrieben von diesem Strom, der von allen Ländern und Kontinenten gespeist wurde, und wie alle anderen war er nur ein unscheinbares, kleines Teilchen. Er schwamm mit, hungrig, durstig und von Gesichten heimgesucht, von Sehnsucht und Heimweh verzehrt, dem Weinen nahe wie ein Kind und gleich wieder erfüllt von den törichtesten Hoff-

nungen. Zeitweise starrte er angespannt auf die Erde und bildete sich allen Ernstes ein, seine müden Augen müssten eine gespickte Brieftasche oder auch nur ein paar Sou erspähen. Und wie kam es, dass er keinen Hunger hatte während er mit Simone zusammen war? Wahrhaftig — dieses üble Gefühl der Leere hatte ihn nicht gepeinigt. Und jetzt, während er rat- und ziellos durch die Menschenmenge schlenderte, war ihm so elend zumute und er glaubte sich jeden Augenblick erbrechen zu müssen. Seine Müdigkeit war wie ein schlechter Rausch, die Beine wie mit Blei ausgegossen, die Fussohlen brannten und schienen wund. Er strebte einem freien Platz zu, suchte eine Bank, um sich auszuruhen; dann wollte er einen Schlafplatz aufstöbern, gleichgültig wo, wenn er sich nur hinlegen, nur seine Glieder entspannen und endlich schlafen konnte. Er überschritt die Rue de la République und ging von dort durch die Rue Colbert hinauf. Er musste gleichsam Spiessruten laufen zwischen den selbstzufriedenen und satten Menschen, die vor den Cafés ihre Zigaretten rauchten, die tranken, plauderten und schauten. Er war der Versuchung nahe, sich an ein freies Tischchen zu setzen und ein wenig auszuruhen, doch er wagte es nicht und schritt weiter bis zum Corso Belsunce, wo er endlich auf einer Bank unter den Platanen einen freien Platz entdeckte. Ein älteres Paar ruhte sich darauf aus und ein Greis, dessen zitternde Hände sich auf einen Stock mit einem Elfenbein Griff stützten.

Aufatmend lehnte er sich zurück und entspannte endlich mit einem Wohlgefühl die Beine. Und dann schloss er die Augen. Wie sehnte er sich nach Schlaf und Ruhe! Die Einsamkeit, seine Verlassenheit, der Hunger war eine Folter. Das Geld, dies glaubte er jetzt für immer zu wissen, war das

Mark des Lebens; ohne Geld war man nichts, war man Niemand, war man ein Paria, war man allen Erbärmlichkeiten des Daseins hoffnungslos ausgeliefert, war man schon ein Verbrecher oder Gauch, bevor man überhaupt ein Verbrechen begangen hatte. Einige lumpige Francs hätten ihn aus aller Not und Pein befreit, so glaubte er, und ihm neuen Mut und neue Hoffnung gespendet. «Wahrscheinlich bin ich zu dumm und zu unbeholfen», begann er wieder zu sinnieren, «ich kann meine Ellbogen im Lebenskampf nicht gebrauchen, und wenn man das nicht kann, geht man unter...» Anstatt auf Gnade oder Ungnade sein Lebensrecht zu erzwingen, liess er sich fallen, wurde sentimental und wäre am liebsten heim zur Mutter gefahren, um sich auszuweinen. Er fühlte sich so verlassen, dass er allen Ernstes fürchtete, inmitten dieser satten Menschen Hungers krepieren zu müssen.

Er legte seinen rechten Arm auf die Banklehne und bettete seinen Kopf darauf. Nur ein wenig ausruhen wollte er, die Augen schliessen und sich innerlich wieder finden, aber schon bald überwältigte ihn die Müdigkeit, er schlief ein, und es war, als stürzte er in einen tiefen Schlund. Er schlief fest — trotz dem Strassenbahngerassel, dem Bremsgekreische, dem hysterischen Hupen und Tuten; trotz dem heiseren Geschrei der Zeitungsverkäufer, den fliegenden Händlern, dem Stimmenwirrwarr; dieser ganze marseillanisch gepfefferte Ohrenschmaus störte seinen guten Schlaf nicht im geringsten.

16.

Mit einem Fusstritt wurde er brutal aus dem tiefen Schlaf aufgestört; er taumelte, wankte und erwachte wie aus einer Narkose. Vor ihm, dem Schwarzen Mann seiner Kindheit ähnlich, stand ein Gendarm, ein hagerer Mensch mit einem Chaplin-Schnurrbärtchen.

«Hela! Es ist verboten auf den Bänken zu übernachten — verstanden!»

Martin nickteverständnislos und starrte den Uniformierten mit leicht geöffnetem Munde an. Hatte er überhaupt geschlafen? Er erkannte den Corso Belsunce wieder, die breite Strasse mit den hohen Platanen. Die Kioske, die jetzt geschlossen waren. Der Wagenverkehr hatte nachgelassen, die Menge sich verlaufen; es war spät geworden.

Er reckte sein rechtes Bein und verzog schmerzlich das Gesicht; als er aufstand, glaubte er zu



stürzen. Doch bald ging es besser; er trat das Bein ein, stampfte und hinkte ein bisschen, gähnte und war taumlig wie ein Betrunkener.

Der Gendarm stelzte weiter, gravitätisch wie ein Storch, seine Hände wie Flügel auf dem Rücken verschränkt.

Martin hatte allein auf der Bank geschlafen. Er blieb kramphaft gähnend stehen und überlegte. Was tun? Wohin sich wenden? Wo konnte er jetzt ungestört den Rest der Nacht verschlafen? Warum hatte ihn dieser uniformierte Esel geweckt, dieser stelzende Storch? Warum durfte man tagsüber auf den Bänken schlafen und nachts nicht? Dabei wurde doch der vormitternächtliche Schlaf von allen ärztlichen Kapazitäten warm empfohlen, und jedes Kräuterweiblein konnte sich dieser Meinung anschliessen. Es ist Armen und Reichen verboten in öffentlichen Anlagen zu schlafen, änderte er einen Ausspruch ab, den irgend ein boshafter Franzose (ausgerechnet ein Franzose!) einmal geprägt hatte.

Bis hinüber zur Promenade Corniche, wo sie in der vergangenen Nacht unter Sträuchern genäch-

tigt hatten, war es entschieden zu weit. Es mangelten ihm auch die paar Sou, um mit der Strassenbahn in die Banlieue zu fahren. Schliesslich hoffte er, irgendwo am neuen Hafen, unten bei den Docks oder in einem Winkel der Hallen einen Platz zu finden. Oder hinter der Kathedrale in einer Mauernische? Frieren musste er zum Glück nicht, die Nacht war mild; die Strassen strahlten noch die aufgespeicherte Hitze des Tages aus. Und über den Dächern flimmerte die unwandelbare Sternenflur, der himmlische Garten, die erschauernde Unendlichkeit ...

Draussen in der Banlieue, in einer Baracke, in einem Ginsterfeld, hätte er leicht ein Lager ausfindig machen können. Doch er war apathisch und noch befangen von den Träumen, an die er sich nicht mehr erinnerte. «Dies alles müsste nicht sein», dachte er dumpf, «ich könnte ja zu Hause in meiner alten hohen Klappe liegen und ungeschoren in den Morgen hineinschlafen.» Das Bett hatte seine Mutter noch von ihrer Mutter geerbt; mit sehnüchigen Gefühlen erinnerte er sich an das altmodische Tannenholzgestell mit dem abgeschabten Lackanstrich und den harten Matratzen. Oft hatten sie sich über das Bett lustig gemacht, doch flaumfederweich erschien es ihm nun in der Erinnerung! Wie ein Pfahl der Wollust. Nein, er hatte nicht das mindeste Recht, sich über sein Los zu beklagen, denn niemand hatte ihn ermutigt oder gar aufgefordert, sich in dieser Stadt herumzutreiben, sich in ein Mädchen zu verlieben und starrsinnig auf Wunder zu warten. Er musste ausessen, was er sich eingebrockt hatte.

Im Weitergehen versuchte er mit sich ins reine zu kommen, gewissermassen eine sachliche und illusionslose Klarheit zu gewinnen. Und das nächste war die simple Notwendigkeit, einen geschützten Winkel zu finden, wo ihn kein uniformierter Esel aufzuspüren vermochte. Am Morgen, das dauerte nur noch wenige Stunden, wollte er seinen Trotz begraben, seine Verliebtheit in den Kamin schreiben und dem Konsulat der Eidge-nossenschaft seine Aufwartung machen. So dachte er dumpf, und er kam sich dabei wie ein Mann mit einem festen Willen und Grundsätzen vor, denn keine holde Zauberfee würde ihm erscheinen und seine Taschen mit Dollars, Francs oder einer anderen Währung füllen.

An einer Strassenecke rempelte ihn eine stark geschminkte, nicht mehr junge Frau an und forderte ihn fast gebieterisch auf, einen Wunsch zu stillen, den er nicht hatte. Sie war sachlich und

schleuderte ihm ihren Preis schamlos ins Gesicht. Martin schüttelte abwehrend den Kopf und liess sie stehen. Sie beschimpfte ihn mit einem wütenden «Sale boche»! Er beschleunigte seine Schritte fluchtartig und geriet unversehens in enge Strassen. Abfälle lagen auf den Trottoirs und im Rinnstein; die Frauen nahmen sich nicht einmal die Mühe, das Zeug in eine Zeitung einzwickeln, bevor sie es auf die Strassen hinunterschmissen. Da und dort waren noch die Fenster beleuchtet oder gelbe Lichtstreifen sickerten durch die Jalousien. Er sah Schatten gespenstisch huschen, eine grosse Katze pfötelte lautlos der Mauer entlang. In Kneipen, hinter Glasperlenvorhängen, sassen Männer beim Spiel, dösten oder lärmten Betrunkene, lachten Frauen. Ein Liebespaar ging eng umschlungen an ihm vorbei, ein anderes kicherte albern in einem finsternen Hausflur. Dann erschreckte ihn der Schatten eines verhuschenden Tiers — eine Ratte. Wie spät ist es? Wohl Mitternacht vorbei? Er lief durch einige Gassen und Gäßlein und merkte endlich, dass er sich verlaufen hatte. Längst hätte er die Kathedrale erreichen müssen oder doch den Quai Joliette. Wie von allen guten Geistern verlassen fühlte er sich, und hundemüde war er, doch raffte er sich von neuem auf und beschleunigte seine Schritte. Endlich kam er in eine von Huren und Nachtschwärzern noch munter belebte Gasse. Auf dem Trottoir patrouillierten die Hüftenschwinkerinnen, oder sie standen im Licht der Strassenlampen, vor den Türen ihrer Gewerberäume und lauerten wie Wegelagerinnen auf Beute. Musikfetzen drangen aus Schankräumen, Gelächter und Geschrei, Schimpfworte und heisergröhrender Gesang. Die Neugier und Abenteuerlust war in ihm erstorben. Simone hatte recht: dieses Viertel war widerlich, war abscheulich, verschmutzte und verdorbene Waben, ein Riesengeschwür, ein Haufen Unrat, eine einzige Kloake. Er mied die Strasse zweigte in eine enge, finstere und menschenleere Seitengasse ab, die nur von ein paar Funseln schwach erhellt wurde, in der — Welch seltsamer Kontrast — Stille und Frieden herrschte wie in einer biederer Kleinstadt. Er glaubte sich nun bestimmt auf dem Weg zur Kathedrale, zumindest in der Richtung zum neuen Hafen. Und stand plötzlich wieder vor der Strasse, die er gemieden hatte! Oder war es eine andere? Sie waren sich alle so ähnlich; eng, übelriechend, düster und voll Kot. «Vielleicht bin ich verrückt geworden, ohne es zu merken, ganz unmerklich ...» dachte er hilflos. «Man wird doch verrückt, ohne es selbst zu

bemerken, ohne es zu wissen, gleitet man unversehens in das düstere Reich ... Geht durch solche Gassen und sieht Gestalten wie hier ... Und ich wetze meine Schuhe auf diesem verfluchten Pflaster noch vollends ab, spürte jetzt schon jeden Stein ... zirkle im Kreis herum und finde keinen Ausweg mehr ... Immer im Kreis herum, Kreis herum ... Wie ein Blinder ... Wenn das meine Mutter wüsste! Wenn sie mich sehen könnte, die Arme! Ihren eigensinnigen Sohn, der nicht mehr aus und ein weiss, keinen Sou mehr in seinen Taschen hat und am liebsten heulen möchte ... Jetzt will ich es in dieser Richtung versuchen ... Oder soll ich eine der Huren um Auskunft bitten? Dann missversteht sie mich, kann vielleicht nicht einmal Französisch oder ich muss das schmeichelhafte Schimpfwort wieder hören, das sie immer zuvorderst auf der bösen Zunge haben. Sale boche!»

Er schloss einige Atemzüge lang die Augen und raffte sich von neuem auf. Er hätte heulen können wie ein Kind, das den Schürzenbändel seiner Mutter im Gewühl verloren hat. Dann lenkte er seine Schritte über den kleinen runden Platz in die nächste Querstrasse, oder seine Schritte wurden vielmehr gelenkt, auf gut Glück — einmal musste er doch diesem Labyrinth entrinnen!

Schon nach wenigen Schritten hielt er aufhorchend an. Vor ihm, irgendwo im Dunkel, erschallten Rufe, dann gellende Pfiffe. Eine Gestalt tauchte auf, schien sich aus der Finsternis zu lösen, näherte sich in rasendem Lauf; Martin sprang auf die Seite, in das Dunkel, überrumpelt und erschreckt, doch der Fliehende lief nicht vorbei, er fiel ihn an, keuchend, leise fluchend und lästernd, umklammerte mit hartem Griff seinen Oberarm und zischte: «Tu was ich dir sage, sonst knall ich dir eine Kugel in die Gedärme ... Marsch — tu was ich dir sage! Wenn du klug bist, geschieht dir nichts ...» Und er riss den Sprachlosen herum und hängte sich bei ihm ein, als wären sie intimste Freunde. «Du wirst es nicht bereuen ...» flüsterte er atemlos. «Wir sind besoffen, waren im Bordell, verstehst du! Idioten sind hinter mir her ...»

Sie näherten sich schnell — die Idioten. Martin hörte das rasche Tappen und Aufschlagen der Schuhe, hörte Rufe und Pfiffe.

Der Mann führte den erschrockenen, völlig benommenen Martin mit schnellen Schritten ausgerechnet in die Strassen, die er nun schon zum zweitenmal gemieden hatte. Und der Mann ging

mit ihm auf die erstbeste Prostituierte zu, so der Strasse seinen Rücken wendend, indem er flüsterte: «Sie sind hinter mir her — diese Idioten. Rede etwas, mein Freund ,irgendetwas!» Und der fassungslose Simplizius brachte mühsam hervor: «Oui Monsieur, ich verstehe ... sie sind hinter Ihnen her.» Aber nichts verstand er von diesem Spiel.

Die Verfolger näherten sich; es waren einige Männer, die gelaufen kamen, beim Eingang in die Gasse kurz anhielten, sich keuchend und schreiend verständigten und die Verfolgung wieder aufnahmen. Sie wollten offensichtlich den Block einkreisen, denn zwei kamen in die Strasse gestürmt, die anderen verschwanden.

Und der verwegene Unbekannte stützte sich auf Martin wie ein schwer Betrunkener. Er rempelte die Frau an, eine üppige Schwarze: «Na, du alte schwarze Ziege, immer noch tüchtig auf dem Rücken? Wie geht denn dein Geschäft? Kennst du mich nicht mehr — ich bin doch dein alter Freund der Ziegenbock!» Und er lachte blöde, lachte auch Martin zu, der fassungslos war und mit sich geschehen liess, was eben geschehen mochte.

Die üppige Schwarze wollte wütend auffahren, sah dann die laufenden Männer und schrie gellend mit ihrer ordinären Stimme: «He! Was ist passiert? Was ist denn los?» und dann — mit einem Luftholen — heulte sie hysterisch: «Police! Police! Police!»

Die Verfolger waren schon vorbei, und Martins Begleiter, der weiterhin seinen Oberarm mit eiserner Zärtlichkeit umpannt hielt, schrie ebenfalls gröhrend: «Police! Police!» als äffte er die hinter seinen Verfolgern her, die bald verschwanden Schwarze nach. Dann wankte er krakeelend weiter, den, im Schatten der Strasse, sich an seinen Begleiter klammernd: «Police! Police! Police!»

In der kurzen Strasse war es fast schlagartig lebendig geworden. Als wäre ein Raubvogel in einen Hühnerhof eingefallen, so gebärdeten sich die Frauen; sie überschrien sich, kreischten, gestikulierten und riefen einander ihre Vermutungen und Meinungen über den Vorfall zu. Einige verschwanden wie Ratten in ihren Löchern, andere lockte der Lärm erst recht aus den Löchern hervor. Die Kneipen entleerten sich; Männer und Frauen drängten aus den Türen, um zu sehen was vorging. Läden und Fenster wurden aufgeschlagen, und die Neugierigen beugten sich über die Gesimse.

(Fortsetzung folgt)